

sie allerdings sozialgeschichtlich und herrschaftsfunktionell wirklich zu verorten. Ihm entgehen damit Vergleichsebenen, mittels derer man zum einen die „Sakralisierung der Politik“ zu anderen religiösen Phänomenen in Beziehung setzen, zum anderen die Herrschaftsfunktion (über die Intentionen der Faschisten hinaus) fassen und gegen andere Regime absetzen könnte. Es bleibt offen, inwiefern tatsächlich „Kult“ stattfand oder nur – evtl. von beiden Seiten – „gespielt“ wurde. Im Unterschied zu *Peter Reichels* „Der schöne Schein des Dritten Reiches“ und zum erwähnten Aufsatz *Heinens* unterläßt es *Gentile*, Kult und Gewalt zu relationalisieren.

Einen morphologischen Vergleich mit klar definierten Kriterien bietet hingegen *Hans-Ulrich Thamer* in seiner Untersuchung über Geschichts- und Propagandaausstellungen in Deutschland und Italien einschließlich eines kurzen Blicks ins nicht-faschistische Frankreich. *Thamer* stellt einen systemübergreifenden Trend zur Monumentalisierung und je spezifische Themen, Träger und Initiatoren fest und kommt zum Ergebnis: „Nicht in der ästhetischen Form und auch nicht in der Visualisierung von politischen Botschaften liegt also die eigentliche politische Dimension, sondern in ihrer ideologisch-propagandistischen Verwertung.“ Auch wenn *Thamer* sich somit zu Recht gegen eine postmoderne Verabsolutierung des Ästhetischen wendet, läßt er die Frage nach dem Stellenwert des Ästhetischen offen und blendet damit die mentale Seite der Ausstellungsproduktion und -rezeption in unerschiedlichen Regimen aus.

Trotz zahlreicher interessanter Einzelinformationen und neuer Perspektiven bleibt der Gesamteindruck des Bandes unbefriedigend. Das Buch leidet unter zwei miteinander zusammenhängenden Dilemmata: Zum einen soll der Titel „Faschismus und Faschismen im Vergleich“ kaschieren, daß es sich – von wenigen Beiträgen abgesehen – am Ende doch um eine festschriftentypische Buch-

bindersynthese handelt. Zum anderen wird die vergleichende Absicht nur teilweise und zufällig eingelöst, weil ein theoretischer (und daher in der Findung von Vergleichskategorien unterschiedlicher Reichweite gehemmter) Positivismus vorherrscht. Doch zeigen die einleitenden Bemerkungen der Herausgeber, daß sich aus den Befunden Vergleichsthemen geeigneter Reichweite entwickeln lassen, um daraus förderliche Strategien für die Italienforschung wie für die vergleichende Faschismnsforschung zu konzipieren.

Friedemann Scriba

Christian-Georg Schuppe, Der andere Droysen. Neue Aspekte seiner Theorie der Geschichtswissenschaft, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1998, 109 S. (Studien zur modernen Geschichte, Bd. 51)

In der Historiographiegeschichte wird verbreitet ein Schema verwendet, nach dem die Entwicklung der Geschichtswissenschaft in Deutschland durch drei aufeinanderfolgende Paradigmen geprägt gewesen sei: Aufklärungshistorie – Historismus – Historische Sozialwissenschaft. Dieser Konzeptualisierung tritt *Schuppe* in seiner 1996/97 an der Universität Hamburg eingereichten Dissertation entgegen. Er versucht die „Modernität“ (S. 20) eines der wesentlichen Vertreter der historistischen Geschichtswissenschaft – Johann Gustav Droysens – zu belegen, der „seiner Zeit weit voraus“ (S. 19) gewesen sei. *Schuppe* bemüht sich um den Nachweis, daß viele jener methodologischen und epistemologischen Positionen und thematischen Schwerpunktsetzungen, die normalerweise nicht-historistischen Geschichtswissenschaftlern insbesondere des 20. Jhs. zugewiesen werden, bereits im Werk Droysens vorhanden gewesen seien. Zu diesem Zweck konfrontiert er Ausschnitte aus Droysens veröffentlich-

tem Werk mit Denkansätzen von Karl Marx, Max Weber, Hans-Ulrich Wehler, Jürgen Kocka, Jörn Rüsen und Hayden White (S. 20), die für Schuppe sammt für 'das Moderne' stehen.

Der Verfasser zeichnet zunächst die Droysen-Rezeption im 19. und v.a. im 20. Jh. nach und stellt die Versuche der Vertreter der Historischen Sozialwissenschaft dar, eine Negativ-Folie des Historismus und Droysens zu zeichnen, die v.a. dazu gedient habe, in Abgrenzung zu diesem Zerrbild die eigene Fortschrittlichkeit herauszustreichen. Im folgenden stellt *Schuppe* aber heraus, daß Droysen den Objektbereich der Geschichtswissenschaft keineswegs auf menschliche Intentionen und bewußt intendierte Handlungen beschränken wollte. Vielmehr sei er sich durchaus bewußt gewesen, daß der Mensch nicht nur seine Umwelt präge, sondern auch durch sie geprägt sei. Deshalb habe Droysen lange vor Wehler „Wirtschaft, Herrschaft, Kultur und Sozialstruktur“ (S. 29) als relevante Themen der Geschichtswissenschaft anerkannt und diesen gesellschaftlichen Dimensionen sogar eine Eigendynamik und damit eine partielle Unabhängigkeit von menschlichen Intentionen zugestanden. In einem weiteren Kapitel untersucht *Schuppe* „Droysens Gesellschaftsgeschichte“ (S. 43). Seiner Meinung nach standen die 'großen Männer' und 'politischen Ideen' keinesfalls ausschließlich im Zentrum von Droysens Forschungskonzeption, ebensowenig könne bei Droysen – wie häufig gegen ihn vorgebracht – von Eatismus oder Staatsreligion die Rede sein. Vielmehr sei es ihm bei der Untersuchung der 'Sphäre der Macht' um die Aufdeckung der unausgesprochenen Interessen und Bedürfnisse der Akteure gegangen, er habe also einen ideologiekritischen Ansatz verfolgt. Droysen habe auch die „materiellen Mittel und Bedingungen, Interessen und Zwänge“ (S. 45) von Handlungen und politischen Ereignissen aufdecken wollen. Zudem habe

Droysen weder die Sozial- noch die Kulturgeschichte vernachlässigt. Auch seien Mentalitäts-, Alltags- und Mikrogeschichte bereits in seiner Historik angelegt. Selbst die zur Darstellung dieser Untersuchungsgegenstände häufig verwandte 'dichte Beschreibung' habe Droysen in Ansätzen entwickelt. Dabei habe er deren Tendenz zur Mikrologie stets mit einer Rückbindung an die makrohistorischen Strukturen und Prozesse zu entgegnen gesucht, schließlich sei es ihm letztlich um die Erstellung einer menschheits- oder weltgeschichtlichen Synthese gegangen.

Im folgenden Abschnitt steht der Autor heraus, daß Droysen auch methodologisch äußerst modern gewesen sei. Die „Erklärung historischer Sachverhalte durch ihre Rückbindung an erklärende Regelmäßigkeiten [...] oder theorieförmige Konstrukte“ (S. 63) habe er ebenso eingefordert wie die Verwendung von quantifizierenden und generalisierenden Verfahren. Damit der Historiker die materiellen, sozio-ökonomischen Strukturen und Prozesse untersuchen könne, habe Droysen für die Verwendung von Modellen und für die Entwicklung eines abstrakten Begriffsinstrumentariums plädiert. Diese wiederum müsse der Historiker aus seiner jeweiligen Gegenwart beziehen. *Schuppe* folgert, Webers 'Idealtypus' sei von Droysen bereits vorgedacht worden. Zukunftsweisend habe Droysen zwischen analytischen und hermeneutischen Verfahren keinen sich ausschließenden Gegensatz gesehen, sondern für eine dialektische Verknüpfung dieser Herangehensweisen plädiert. Zudem seien Droysens methodologische und epistemologische Überlegungen auch deshalb 'modern' gewesen, weil er sich der subjektivistischen und konstruktivistischen Verfaßtheit geschichtswissenschaftlichen Forschens und Schreibens bewußt gewesen sei. Droysen sei es nicht um 'Objektivität' gegangen, sondern um intersubjektive Nachvollziehbarkeit. Er habe durchaus gewußt,

daß das erkennende Subjekt, der Historiker, die Geschichte keineswegs abbilde, sondern diese entsprechend einer Fragestellung selektiv betrachte, diese Selektion aber nach subjektiven Kriterien erfolge. Letztere wiederum seien durch außerwissenschaftliche Faktoren, durch die gesellschaftliche Gegenwart des Historikers beeinflusst und unterlägen daher auch historischem Wandel. In diesem Zusammenhang habe Droysen Weber vorweggenommen, da er forderte, daß der Historiker seinen Lesern seine erkenntnisleitenden Interessen offen legen solle. Aber auch zentrale Aussagen Hayden Whites seien bei Droysen bereits angedacht, schließlich kontextualisierte und historisierte er das Erkenntnisobjekt und gestand die Relativität geschichtswissenschaftlicher Aussagen ein. Außerdem sei Droysen wie später White die kognitive Relevanz der Darstellungsformen in der Historiographie bewußt gewesen, und er habe sogar eine Typologie der historiographischen Formen entwickelt, die Whites Unterscheidung von vier Strategien narrativer Sinnbildung sehr nahe komme.

Schuppe kommt zu dem Schluß, daß Droysens Historik moderner war, als bisher angenommen, und daß es daher nicht erst um 1900 zu einem Bruch der damaligen Historiker mit den veralteten Konzeptionen ihrer Vorgänger gekommen sei, geschweige denn, daß dieser Bruch erst in den sechziger Jahren mit der Historischen Sozialwissenschaft oder noch später mit der Postmoderne erfolgt sei. Diskontinuitäten seien vielmehr zwischen Ranke und Droysen zu verzeichnen, womit „das übliche Historismus-Paradigma in Frage“ gestellt sei (S. 93).

Sicherlich ist zu begrüßen, daß *Schuppe* der komplexitätsreduzierenden und Kontinuitätsverleugnenden Konzeptualisierung von Historiographiegeschichte in Form von sich gegenseitig ausschließenden Paradigmen entgegentritt. Allerdings sind auch einige kritische Anmerkungen am Platze. Zum ei-

nen ist es nicht unbedingt folgerichtig, die Annahme eines Paradigmenwechsels zwischen Historismus und Historischer Sozialwissenschaft durch die intensive Analyse des Werkes Droysens zu widerlegen, im Anschluß aber diesen Paradigmenwechsel einfach zeitlich vorzulegen und eine Opposition zwischen Ranke und Droysen aufzubauen, ohne auch das Werk Rankes auf seine 'Modernität' hin zu untersuchen. Wäre es nicht folgerichtiger, die Charakterisierung historiographischer Entwicklung durch radikale Diskontinuitäten, also Paradigmenwechsel, endgültig ad acta zu legen? Zweitens scheidet der Beleg von Droysens 'Modernität' insofern unvollständig, als *Schuppe* die gar nicht so 'moderne' *Geschichtsschreibung* Droysens nicht derselben intensiven Analyse unterwirft wie die Historik. Der Autor sieht zwar die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit, zwischen Theorie und Praxis (S. 43), ist aber nicht bereit, seine 'neuen' Thesen deshalb zu relativieren. Darüber hinaus wird Droysens Werk als doch recht monolithischer Block dargestellt: Weder wird sein Denken in seiner Prozeßhaftigkeit analysiert, noch wird ausreichend auch auf die inneren Widersprüche des Werkes hingewiesen. Zum Beleg der zum Teil sehr nützigen Thesen werden oft eher arbiträre Textstellen aus Droysens Werk zitiert, Passagen, die jenen widersprechen könnten, werden hingegen nicht angeführt. Der Verfasser wiederholt so den Fehler einer selektiven Lesart Droysens, die er den Vertretern der Historischen Sozialwissenschaft vorwirft, unter umgekehrten Vorzeichen. Eine Rezeptionsgeschichte Droysens im 19. Jh., die dazu hätte dienen können, herauszufinden, ob die angebliche methodologische und epistemologische Innovativität Droysens überhaupt wahrgenommen wurde und somit innerhalb der Scientific Community auch Konsequenzen hatte, fehlt fast vollständig. Zudem handelt es sich um eine reine Werkexegese, eine ideenge-

schichtliche Herleitung von Droysens Historik wird nur selten versucht; daß kognitive Inhalte auch durch institutionelle Strukturen geprägt sein könnten, wird nicht einmal angedacht. Wer heutzutage eine Dissertation von knapp 100 großzügig bedruckten Textseiten abgibt, mag von seiten des Wissenschaftsbetriebes Lob erhalten, doch die genannten Lücken schmälern die Relevanz der erarbeiteten Ergebnisse.

Gabriele Lingelbach

Bücher ohne Verfallsdatum. Rezensionen zur historischen Literatur der neunziger Jahre, hrsg. von Peter Schöttler und Michael Wildt, Ergebnisse-Verlag, Hamburg 1998, 248 S.

Die großen deutschen Tages- und Wochenzeitungen haben bereits seit längerem die einschlägigen Fachorgane der Historiker nach der Zahl der besprochenen Bücher und der repräsentierten Breite des neuen Forschungsstandes und hinsichtlich der Aktualität, die sich aus der Frist zwischen dem Erscheinen der Bücher und dem der Besprechungen ergibt, überholt, so daß ihnen auch von Verlegern, Autoren und Lesern eine große, wenn nicht die größere Autorität zugeschrieben wird, die über den Erfolg von Themen, Thesen und Verfassern entscheidet.

Die Herausgeber der vorliegenden Sammlung ziehen hieraus die naheliegende Konsequenz, eine Sammlung der bemerkenswertesten rezensierten Bücher und der Rezensionen zugleich zusammenzustellen. Oft nur „als vergilbte Zeitungsausschnitte überlebende Texte“ sollen dem Vergessen entrisen werden. Dieses Verfahren ergibt zugleich eine Art Bestenliste der Neuerscheinungen auf dem deutschen Markt der historischen Bücher seit dem Beginn der neunziger Jahre.

Obwohl es an keiner Stelle ausge-

sprochen wird, handelt sich doch bei dieser Auswahl um die Weiterentwicklung einer Idee, die schon lange in der einflußreichsten französischen Geschichtsschrift praktiziert wird, die eine regelmäßige Rubrik *Le choix des Annales* führt und dort die nach Meinung der Redaktion wichtigsten Neuerscheinungen (bis vor kurzem auffällig markiert auf andersfarbigem Papier) präsentiert: eine Art Börsenbericht der historischen Zunft. Was Peter Schöttler und Michael Wildt im Unterschied zu der zweimonatlichen Analyse der *Annales* hier vorlegen, ist gewissermaßen der 200-Tage-Index, der dem Analysten mehr Sicherheit gibt als die täglichen Zickzack-Kurven für einzelne Unternehmen. Für die studentischen Kleinaktionäre und die nach dem definitiven Anlageglück suchenden Doktoranden und Habilitanden empfiehlt sich deshalb dringend die Kenntnisnahme dieses Barometers, um keinen Zug der Zeit zu verpassen.

Das Buch zieht die Konsequenz aus einer gravierenden Verschiebung in den Produktions- und Rezeptionsbedingungen der modernen Geschichtswissenschaft, so daß man sich unwillkürlich fragt, warum es erst jetzt ausgedacht wurde und damit offenlegt, was auf den Fluren der akademischen Anstalten längst selbstverständlich ist und die Bewertungsmaßstäbe bestimmt. Daß es dabei subjektiv zugeht, versteht sich von selbst. Und daß die Herausgeber sich selbst und ihr unmittelbares Umfeld (als Besprechende wie als Besprochene) etwas genauer wahrnehmen, reflektiert einfach den gebräuchlichen Umgang, man könnte auch sagen: die selektive Lektüre, gerade der Tagespresse, die sich bei nur kurzzeitiger Abwesenheit bereits zu nicht mehr zu bändigenden Papierbergen türmt.

Über die Auswahl, die bei den Rezensionen von Jürgen Habermas über Rolf Reichardt zu Thomas Maissen reicht und etwa die heute das Feuilleton beherrschenden Generationen in den dort übli-